

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 46 (1942-1943)  
**Heft:** 18

**Artikel:** Das Berghochtal von St. Antönien : Landschaft und Volkstum  
**Autor:** Binder, Gottlieb  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-671862>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



6151 BRB 3. 10. 39

Gafiental

Phot. Lang

## Das Berghochtal von St. Antönien

### Landschaft und Volkstum

Die Talstation von St. Antönien ist Rüblis. Da mündet der wilde Schanielenbach, der das gesamte Bergland von St. Antönien entwässert, in die Landquart. Die Straße ins Bergtal hinauf folgt nicht dem Bett des Schanielenbaches, sondern führt zunächst an heißem Berghang nach Pany hinauf, um dann hoch ob der mächtigen Schanielenschlucht über Gadenstätt und Alcharina St. Antönien-Platz zu erreichen. Pany mit seinen himeligen, in hellbraunem Holz und roten Ziegeln leuchtenden Häusern ist herrlich in die Sonne gestellt. Von Rüblis führt ein zum Teil steiler, holperiger Fußweg in einer Stunde zu dem seit Jahrzehnten bekannten Kurort hinauf. Fuhrwerk und Postauto benützen die weitläufigere und bequemere Straße. Nördlich von Pany (1280 Meter) senkt sich diese bis fast nach Alcharina, um dann bis St. Antönien-Platz wieder mäßig anzusteigen. Bei Pany hat der Besucher unseres Berghochtales den mühsamsten Teil seiner 2½stündigen Wanderung hinter sich. Den

nun folgenden Höhenunterschied von 140 Meter bis Platz überwindet er mühelos.

Die Häuser von Alcharina liegen weit zerstreut auf der linken Talseite an grünem Wiesenhang. Es fehlt den Dörfern von St. Antönien der Kern, um den andernorts die Häuser sich gruppieren. Am Sträßchen steht das heimelige, mit rotleuchtenden Hausblumen geschmückte Postgebäude, das keinen nennenswerten Verkehr aufweist, weil die Alchariner Bauern des Jahres nicht manchen Brief schreiben. Selbst die Töchter greifen in Herzensangelegenheiten nicht zur Feder, sondern warten eine mündliche Gelegenheit ab, was angesichts der geringen Ausdehnung des Tals mit keinen besondern Schwierigkeiten verbunden ist. Bei der Post öffnet sich das Alchariner Tälchen mit der Alchariner Alp, das durch den Eckberg vom gleichlaufenden Gafiental getrennt wird.

Von Alcharina erreicht man nach kurzer Wanderung St. Antönien-Platz, einen sehr kleinen,



für den Verkehr des Tales dagegen sehr wichtigen Ort. Da befinden sich die Post, zwei Gasthäuser, das Pfarrhaus und die Kirche. In nächster Nähe liegen die ebenfalls stark zerstreuten Siedelungen Castels rechts und Lixirüti und Sonnenrüti links vom Schanielenbach. Die beiden Rüti werden getrennt durch den von der Rättschenfluh und den Madriser Bergen herkommenden Gafierbach, der das liebliche, sonnige, matten- und weidereiche Gafiental mit den Siedelungen Dörfli und Gafien durchfließt. Folgen wir dem Talsträßchen längs des Schanielenbachs zwischen der Rühnihornkette einer- und dem Schollbergmassiv anderseits, so erreichen wir Partnun, Partnunstaffel und den außerordentlich lieblichen Partnunsee.

Von Ascharina bis zum Partnunsee wandert man durch die grüne Welt meist gerundeter Schiefer Berge, die mit Fettwiesen, Weiden und größern und kleinern Tannenwäldchen bekleidet sind. Überall echtes Hirtenland, wo Rüh, Galtvieh und Ziegen weiden und die Herdenglocken läuten. Den Abschluß der parallel laufenden Seitentälchen (Aschariner-, Gafien- und Bollertälchen unterhalb Partnun) und des Haupttals bilden die dolomitenartigen, völlig vegetationslosen Kalkberge der Drusenfluh, Sulzfluh, Scheienfluh, Rättschenfluh usw., die bald lange Mauern bilden, bald breit hingelagerte Massen, bald zerschundene, zerrissene, zackige Türme. Einen prächtigen Blick auf den mächtigen Felsenzirkus der Rättschenkette von der Drusenfluh bis zur Rättschenfluh gewinnt man unter anderm von der Garschinaalp (rund 2200 m) aus. Wer Partnun zuwandert, hat zuerst lange die gelblichweiße, grell in der Sonne stehende Scheienfluh vor sich; dann tritt mehr und mehr die Sulzfluh hinter den Partnun-Mädern hervor, die bei Partnunstaffel durch ihr prächtiges Bild unser Auge völlig fesselt. Vom Partnungebiet führt eine Reihe von Pässen ins Vorarlbergische hinüber: über die Pläßecken der Bierecker-, der Sarotla- und der Pläßeckenpaß, und vom Seele in zwischen Sulz- und Scheienfluh hindurch der Grubenpaß.

Man muß vom Partnunsee aus die weiten Fluchten der Sulz- und Scheienfluh auch gesehen haben, wenn sie im Abendsonnenglanz all die Herrlichkeit ahnen lassen, die sich von ihren er-

habenen Gipfeln aus dem Auge darbietet, oder in der heiligen Frühe des Morgens, wenn ihre Zacken und Kuppen erst in glänzendem Saum und nachher in Purpur aufleuchten, wenn das Licht allmählich in die Niederungen dringt und die in Nacht versunkene Welt zum Leben erweckt. Man denkt dann an Schöpfungszeiten zurück und an die Worte des ewigen Vaters: „Es werde Licht!“

Reizvoll sind die Wanderungen durch das Haupttal und die Seitentälchen — vor allem auch auf dem am Fuße des Partnun-Mäder zum Seele in hinaufführenden Wiesenpfade —, wenn das Gras der Fettwiesen in seiner höchsten Fülle und Blütenpracht steht. Der Taumantel, die Lichtnelke, der Waldstorchschnabel, die Glockenblume, die aufgeblasene Silene, die Doldenträger, die dunkelvioletten Blütenköpfe von Hallers Rapunzel (im Volksmund von St. Antönien „Juggenei-knöpf“ genannt) vereinigen sich zu einem wahren Farbenjubiläum. Im Gafientälchen mit seinen von Sonne und Bergwind tiefbraun gebeizten, niedrigen Holzhäuschen wird selbst das massenhaft auftretende Edelweiß mit dem Gras abgemäht und gedörret. Man atmet mit der herrlichen Bergluft den Duft der Wiesenblumen und des Heues ein; man hört dem Dengeln der Sensen zu und möchte einstimmen in das befreite Tauchen des allerwärts weißschäumend zu Tal strebenden Wassers. Gleich ver mummt Gestalten stehen im Sommer auf den Wiesen des Gafientals und des Haupttals Hunderte und Aberhunderte von „Heinzen“, das heißt Holzgestellen — wie man sie neuerdings auch im Flachlande verwendet — an denen das halbdürre Gras „ab Boden gebracht“ und von Sonne und Luftzug rascher gedörret wird. Ein unkundiger, des Nachts bei schwachem Mondschein durchs Tal gehender, abergläubischer Wanderer könnte angesichts der ungezählten „Heumännchen“ das Gruseln bekommen gleich dem Knaben im Goethes „Erlkönig“.

Da die Fettwiesen, die geheuet werden müssen, ein verhältnismäßig großes Gebiet umfassen, reichen die Hände der St. Antönier (das Tal zählt insgesamt 350 Einwohner) nicht aus zur Bewältigung der Arbeit. Sie lassen deshalb Heuer aus dem benachbarten Montafun kommen.



Wie überall in den Alpen, reicht auch in St. Antönien die menschliche Kultur so weit, als das Gras wächst. Und diesem Gras zieht der Bauer mit Familie und Vieh nach. Sind die Fettwiesen im Tal geheuet, so geht es an die höher gelegenen, die sogenannten Mäder, die sich oft weit an die Berge hinaufziehen. Hat das Vieh das Gras der tiefer liegenden Weiden oder Staffeln abgeweidet, so werden die oberen bezogen. Abgesehen von der herrlich gelegenen Garschinaalp am Garschinasseelein, die der Gemeinde Schiers, und

milie und Vieh dem Grase nachzieht. Deshalb braucht er auf jeder Berglage auch eine Alphütte mit Stall und Wohnung. In der Regel besitzt jede Familie sechs und mehr aus gezimmerten Balken oder Rundholztannen gefügte Hütten. Sehr wohnlich, wenn auch niedrig, sind die auf Partnun. Sie enthalten geräumige Stuben und Schlaffkammern. Vor 50—60 Jahren wohnte eine Anzahl von Familien auch über Winter auf Partnun. Heute zieht im Herbst alles nach St. Antönien, schon der Kinder wegen, die einen zu



6151 BRB 3. 10. 39

„Heinzen“, bei Partnun

Phot. Lang

der Alp Liki-Gasien im Gasiental, die den Tenzern gehört, sind alle übrigen Alpen — Alschariner Alp, Meyerhofer Alpli, Spizialp, Sonnengasien, Alpelti und Partnunalp — Eigentum der Talbewohner von St. Antönien. Nur die beiden, auswärtigen Besitzern gehörenden Alpen, bilden Senntümer mit Sennen, Zussenen und Hirten. Auf den übrigen herrscht Einzelalpung, das heißt die St. Antönier besorgen das Melken des Viehs, das Buttern und Käsen selbst. Sie halten lediglich einen gemeinsamen Hirten, der zum Rechten sieht, so lange sie mit Heuen beschäftigt sind. Es wurde soeben bemerkt, daß der Bauer mit Ja-

beschwerlichen, weiten und gefährlichen Schulweg hätten. Von Ende September an zieht der Bauer dem Heu nach, das heißt er verfüttert das eingesammelte Heu in den verschiedenen Berglagen, oben beginnend und dann von Stufe zu Stufe abwärtsstrebend, bis er bei anbrechendem Winter im Tale, das heißt in St. Antönien, eintrifft, wo nun die Familien in Castels und Rütli endlich wieder beisammen wohnen, bis im nächsten Jahr das Alpleben von neuem beginnt gemäß der Worte: „Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder, wenn der Ruckuck ruft, wenn erwachen die Lieder!“



Früher gingen unter den Alplern die Sagen von den gefürchteten „Bußen“ von Mund zu Mund, ob heute noch, ist für den Ortsfremden nicht immer leicht in Erfahrung zu bringen. Denn die Sennen hüten sich wohl, vor Auswärtigen als abergläubisch zu gelten. Sicher ist, daß wenigstens früher im Volke von St. Antönien der Glaube wurzelte, daß Sennen, die das Vertrauen der Bergbewohner täuschten, indem sie das Vieh vernachlässigten, die Milch veruntreuten und allerlei frevelhaftes Spiel trieben, nach dem Tode keine Ruhe fänden, sondern als Geister am Orte ihrer frühern Tätigkeit umgehen müßten. Besonders im Winter trieben diese Spukgestalten ihr unheimlich Wesen in den verlassenen Sennhütten. Darum war es für Wilderer und Gensjäger ein Wagnis, nachts dort Zuflucht zu suchen. Ein Jäger, der einst im Spätherbst nach der Alpentladung in der Sennhütte der Alp Valpun (auf der rechten Talseite ob Alscharina) übernachtete, ward durch ein starkes Geräusch geweckt. Er erblickte einen riesenhaften Mann, der eifrig läsete. Es war ein Geisterfenn, der hier einst seiner Hantierung obgelegen und die Bauern betrogen hatte. Der erschrockene Jäger legte auf ihn an. Im selben Augenblick kehrte ihm die Spukgestalt das Gesicht zu (das aussah wie Eichenrinde) und verschwand. Der Jäger lag nachher zu Hause lange Zeit krank. Auch auf der Garschinaalp soll man oft mitten im Winter jauchzen, jodeln und nach dem Vieh rufen hören, ebenso auf der Jenazer Alp im Gafiental.

Die St. Antönier, ursprünglich vermutlich Walser, gehörten in Graubünden zu den ersten, welche die Reformation annahmen. Ihre Kirche stammt aus dem Jahre 1493. Sie sind sympathische, schlichte, arbeitssame, freundliche, gefällige, nüchterne und tüchtige Leute, in denen sich angesichts des Aufeinanderangewiesenseins im Kampfe gegen die wilden Naturgewalten ein tiefer Zug zur Hilfsbereitschaft ausgebildet hat. Die Hauptbeschäftigung und das Haupteinkommen bilden, wie wir oben gesehen haben, Viehzucht und Graswirtschaft. Obstbäume fehlen, ebenso die Getreideäcker (selbst Gerste und Roggen können nicht angebaut werden); dagegen trifft man in den untern Lagen: in Rüti, Castels und Alscharina vereinzelte Kartoffeläckchen, in denen aber

die Knollen nicht jedes Jahr zur Reife gelangen. Meist sind die Stauden Ende Juli noch klein und ohne Blüten, und doch bricht Ende September oder anfangs Oktober oft schon der Winter herein. Die Familien sind auf den Einkauf von Brot, Kaffee, Zucker, Mais, Teigwaren und Früchten angewiesen; dagegen besitzen sie Fleisch und etwas Gemüse, das in den Gärten neben Blumen und „Blakten“ gezogen wird. Im Herbst schlachtet jede Familie eine ältere Kuh oder ein Stück Galtvieh, Schweine, Ziegen oder auch ein Schaf, und ist dann das ganze Jahr mit Fleisch versehen. Die „Blakten“ (*Rumex alpinus*) sind sauerampferähnliche Pflanzen mit fast rhabarbergroßen Blättern, die im Garten oder ums Haus herum ganze Bestände bilden. Die Blätter werden im Juni und dann wieder im September mit den Stielen „gestrauft“ oder „abgerissen“, gesotten und nachher in den mit schweren Steinen belasteten „Blaktenständen“ aufbewahrt. Mit Kartoffeln oder „Schmdblumen“ vermischt, bilden sie über den Winter ein willkommenes Futter für die Schweine.

Vom steten Kampf mit der Natur sind die Talbewohner zäh, widerstands- und anpassungsfähig geworden. Allen Widerständen zum Trotz haben sie sich den Heimatboden erkämpft und müssen, um ihn zu behalten, ihn jeden Tag von neuem erkämpfen. Und dennoch findet man hier bei bescheidensten Verhältnissen mehr fröhliche und zufriedene Menschen als draußen im Flachland und in den Städten: reich sein an Freuden hängt eben weder vom Reichtum noch von der Arbeit ab, sondern von einem genügsamen, zufriedenen Herzen. Sie kennen die Ehrfurcht, und man gewinnt fast den Eindruck, als vermöchten sie noch wie Kinder durch die Türspalte in Altvaters geheime Werkstatt zu schauen. Wir Menschen der Städte, der neuen Zeit und der gepriesenen Kultur, glauben dem Rätselhaften und Sinnbildlichen entwachsen zu sein und stehen doch fremd und fröstelnd draußen am Zaun.

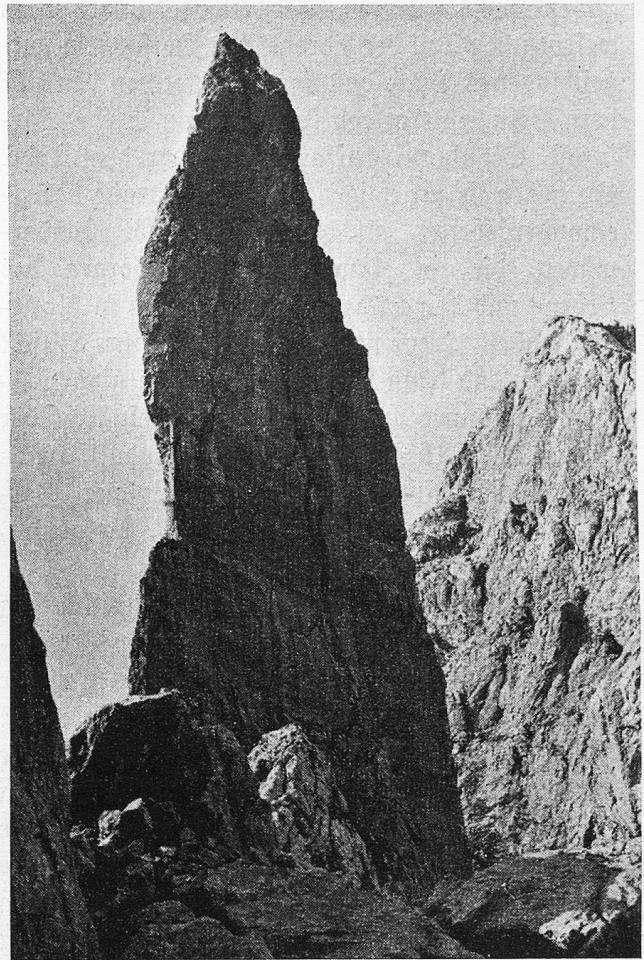
Ihren tiefen Familiensinn offenbaren sie größtenteils bei Anlaß von Taufe, Hochzeit und Begräbnis. Die Taufe eines neugeborenen Kindes bildet ein schönes Fest. Nachdem der „Taufzug“ mit Pate und Patin aus der Kirche ins Elternhaus zurückgekehrt ist, findet daselbst ein reichhal-



tiges Essen unter Zugabe von Weltliner Wein statt, zu dem außer den Familienangehörigen der Pfarrer, Verwandte, Kinder im Alter von vier bis zehn Jahren und gelegentlich auch Nachbarn geladen werden. Das Taufessen, mit dem Genuß des schwarzen Kaffees beendet, dauert in der Regel von 12 bis 4 oder 5 Uhr nachmittags.

Die Hochzeit vollzieht sich in folgendem Rahmen: Am Sonntagvormittag kommen Braut und Bräutigam Hand in Hand zuerst ins Schulzimmer, um sich zivil trauen zu lassen. Nachher geht das junge Paar mit den Zeugen zum Pfarrherrn, die Braut in schwarzem Kleid und Kranz ohne Schleier, der Bräutigam ebenfalls in schwarzem Anzug, mit einem auf der linken Seite an den Rock gehefteten „Maieri“, einem Rosmarinzweig. Im Pfarrzimmer nimmt die Brautjungfer ein Rosmarinsträußchen hervor und heftet es dem Geistlichen mittelst einer Stecknadel an den Rock. Diesen Schmuck muß er den ganzen Tag tragen, also auch während des Gottesdienstes und des Hochzeitseßens. Aus der Pfarrstube begleitet der Geistliche das Hochzeitspaar in die Kirche, und vollzieht die kirchliche Trauung im Beisein der Trauzeugen, die ihre gewöhnlichen Sonntagskleider tragen. Nachdem die Neuvermählten nachher noch am Gottesdienst der Gemeinde teilgenommen haben, begeben sie sich zum Hochzeitseßens ins Elternhaus der Frau oder, wenn die Umstände es erheischen, in eines der beiden Gasthäuser („Rhätia“ und „Weißes Kreuz“). Das Essen unterscheidet sich in der Auswahl der Speisen und Getränke nicht wesentlich vom Taufessen. Die begütertere Braut erhält vom Vater als Mitgift eine schöne Kuh, ein Zeitrind und ein Stück Galtvieh, die weniger begüterte ein Zeitrind oder ein Stück Galtvieh und daneben meist noch einen Gegenstand in Stube, Schlafzimmer oder Küche, sehr oft ein Harmonium; Aussteuern im landläufigen Sinne des Wortes sind in St. Antonien nicht Brauch. Die Kinder erhalten die Namen der Großeltern.

Tote werden bis zum Begräbnistage in der Stube oder Nebestube aufgebahrt. Am Beerdigungstag wird vormittags von 8 bis 9 Uhr geläutet. Das Begräbnis selbst erfolgt um 12 Uhr. In der Regel nimmt aus jedem Haus mindestens eine Person teil. Der Sarg wird von vier Män-



6151 BRB 3. 10. 39

Der Scheienzahn

Phot. Lang

nern auf einer Bahre getragen. War die verstorbene Person unverheiratet, so flechten die „ledigen“ Töchter aus Tannenreisig einen Kranz, bestecken ihn mit Papierrosen und schmücken damit den „Totenbaum“. Auf dem Wege zum Friedhof schreiten sie in weißen Schürzen dem Sarge voran. Diesen Brauch üben sie nicht nur jung, sondern auch alt verstorbenen „Ledigen“ gegenüber. Nachdem der Sarg unter Glockengeläute in die Gruft gesenkt ist, schaufelt der älteste der Träger drei Schaufeln voll Erde hinab. Kurz vor zwölf Uhr hören die Glocken auf zu läuten. Nun spricht der Geistliche ein kurzes Gebet, worauf sich die Trauerversammlung zur „Leichenrede“ in die Kirche begibt. Früher war es Sitte, daß Schaufel, Spaten und Pickel kreuzweise über das geschlossene Grab gelegt wurden. Die Gräber werden mit Denksteinen geschmückt und mit Blumen: Päonien, Lilien, Stiefmütterchen, rotem Mohn und blauen Schwertlilien, mit Alkelei, „Fliegendem Herz“ und

Alpenrosen in Töpfen. Der Friedhof bildet einen wesentlichen Teil der Chronik des Dorfes, ein aufgeschlagenes Buch, das uns berichtet von den früheren Geschlechtern, von Familiensinn, Liebe, Ehrfurcht, Sehnsucht, Ehrfurcht auch vor dem Tode. Da liegen sie zur ewigen Ruhe reihenweise nebeneinandergebettet, all die Wege- und Wandermüden, die im Kampf mit den Sorgen des Lebens und den wilden Naturgewalten in Rechtsschaffenheit, Treue und Gottvertrauen ihre Pflicht erfüllten und dann wieder von dannen gingen — all die Männer und Frauen vom Geschlecht der Luk, Flutsch, Thöny, Pitschi, Buzi, Caduff, Heldstab, Michel, Ruosch, Wiedemann, Ladner, Galbier, Egli, Bardill, Clavadetscher, Bregenzer, Buol, Dinner, Engel und Jost.

Am Neujahrstag gehen die schulpflichtigen Kinder von Haus zu Haus, wünschen den Erwachsenen ein gutes neues Jahr, und erhalten kleine Geldgeschenke. Sobald dann eines Tages die Schneeverhältnisse es gestatten, versammeln die Kleinen sich in St. Antonien-Platz mit bekränzten Schlitten, stellen sich paarweise auf und machen die herkömmliche Schlittenfahrt nach Panh, wo sie sich im Hotel für ihr Neujahrsgeld bei einem Schokoladenkaffee gütlich tun und frohe Lieder singen.

Zur Mittagszeit des Altjahrabends treffen sich auch die fangeskundigen ledigen Burschen, um vor den Häusern Silvester- und Neujahrslieder

zu singen. Damit kein Haus unbesucht bleibt, teilen sie sich in Gruppen, von denen jede einen bestimmten Kreis übernimmt. Sie erhalten ebenfalls Gaben in Geld und laden im Laufe der nächsten Tage die ledigen Töchter zur „Neujährig“, das heißt zu einem Essen mit Tanz, das acht Tage nach Neujahr im Hotel „Rhätia“ (das auch über Winter geöffnet bleibt), stattfindet. Nach abermals acht Tagen wird am selben Orte der „Plätzli-Hengert“ gefeiert, an welchem die Burschen von den Mädchen zu Gaste geladen werden. Hierbei ergeben sich immer eine Anzahl von Bekanntschaften, die später zur Heirat führen. 1932 waren es fünf bei einer Teilnahme von 30 Paaren, was die Leerausgegangenen nicht befriedigte.

Wer seine Ferien in dem an ein altes Volkslied erinnernden, ursprünglichen und frohmütigen, noch nicht an allen Ecken und Enden durch Hotelbauten verschandelten St. Antonien zugebracht hat und an sonnigen Tagen über die grünen, weiten Flächen der herrlichen Garschina-, Partnun- und Gafienalpen gewandert ist, mit ihrem unvergeßlichen Ausblick auf die königlichen Gestalten unserer Hochalpen, der denkt beim Scheiden an die Worte: „Ihr Matten lebt wohl, ihr sonnigen Weiden“, gelobt sich aber, später wiederzukehren gemäß der andern Worte von Schillers Hirtenlied: „Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder!“

Gottlieb Binder.

## Uf em Chirchhof

Ernst Eschmann

Wie mänge Chehr häd d' Sunne  
Vum Morge früeh bis spat!  
Sie wott na echli gruebe,  
Churz vor sie undergahd.

Sie tüzlet gäge d' Chile,  
Sie schlüft dur 's Törli i.  
Sie wott na mit de Tote  
Es Rüngli z'säme si.

Sie häd na kās vergässe,  
Sie chlopft bi jedem a,  
Und jedes mues es Blickli,  
E früntlis Grüepli ha.

Und isch es dune lang scho  
Cholrabeschwarzi Nacht,  
Sie gspüred ihres Händli  
Und sind vum Traum vertwacht.

Sie händ sich chum rächt bsunne,  
Es Liechtli gid en Schi,  
Es Finkli singt es Liedli,  
So nucked s' wieder i.

De Sigerst lüt' Firabig.  
E firli's Gloggespiel! —  
D'Sunn isch scho underggange  
Und alles müslistill.